

Die Denkwürdigkeiten des General-Feldmarschalls von Waldersee

Autor(en): **Stern, Alfred**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **25 (1922-1923)**

PDF erstellt am: **06.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-750015>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

schweizerische Demokratie so viel des Nachahmungswerten enthält, oder von der Erschließung der großen afrikanischen Kolonie, des *Kongogebiets*, und seinem rasch zunehmenden Wert für das belgische Wirtschaftsleben. Es möge genug sein an dem Dargelegten.

Durch heroische Tat in einem Moment von weltgeschichtlicher Bedeutung hat Belgien seine moralische Größe enthüllt; dies haben wir so ganz empfunden, als uns vergönnt war, Männern wie König Albert und Kardinal Mercier von Angesicht zu Angesicht gegenüberzustehen. Seit dem Kriege ist Belgien auch wieder eine wirtschaftliche Macht geworden; die moralische Macht ist es geblieben, und damit ein Faktor in der Welt weit über den Umfang seines Gebiets oder seiner Bevölkerung hinaus. Für die Regelung des europäischen Problems kann sein aktives Eingreifen so entscheidend werden, wie die entschlossene Verteidigung seiner Neutralität für den Ausgang des Völkerringens bestimmend geworden ist.

Diese Nation nun — in rührender Dankbarkeit für das wenige Gute, das schweizerisches Samaritertum ihr erwiesen hat — sucht spontan und aufrichtig die *Freundschaft der Schweiz*. „Zusammenschluss der kleinen Staaten“, dies ist uns, von autoritativster Seite, immer wieder als das Ziel, die Hoffnung der belgischen Politik bezeichnet worden. Haben wir nicht alle Ursache, diese Gefühle zu erwidern? Und gäbe es ein Volk, das unserer Sympathien würdiger wäre?

ZÜRICH

HERMANN SCHOOP



DIE DENKWÜRDIGKEITEN DES GENERAL-FELDMARSCHALLS VON WALDERSEE

Die Zeit, da Deutschland in der Memoiren-Literatur hinter Frankreich und England zurückstand, ist längst vorbei. Fast jedes Jahr beschenkt uns mit autobiographischen Werken namhafter Persönlichkeiten, die an den geschilderten Ereignissen tätigen Anteil gehabt haben. Unter ihnen nehmen die jüngst erschienenen *Denkwürdigkeiten* des General-Feldmarschalls

von Waldersee einen hervorragenden Platz ein.¹⁾ Sie sind nach dem Wunsch des vielangefindeten Mannes selbst auf Veranlassung seines Neffen, des Erben seines schriftlichen Nachlasses, in musterhafter Weise von einem bewährten Historiker herausgegeben worden. Heinrich Otto Meisner hat das kostbare ihm überlieferte Material sorgfältig gesichtet, aber die ursprüngliche Formulierung der Aufzeichnungen, wo sich nicht aus räumlichen Gründen eine Verkürzung gebot, streng festgehalten und nur, wo die Wiedergabe des Manuskripts aus inhaltlichen Gründen beanstandet wurde, dies durch in eckige Klammern gesetzte Punkte angemerkt. Auch hat er die lückenhaften Tagebuchblätter, Rückblicke, Memoirenfragmente, aus denen sich die Niederschrift Waldersees zusammensetzt, durch Einschubung oder Zufügung wichtiger Aktenstücke, namentlich interessanter Briefe, wie des Feldmarschalls selbst, Bismarcks, Kaiser Wilhelms II., Moltkes u. a. zu ergänzen gewusst. Endlich hat er dem Leser durch zahlreiche Hinweise auf die historische Literatur sehr erwünschte Hilfsmittel der Kritik geboten. Nur selten ist ihm dabei etwas entgangen, wie z. B. hinsichtlich der Frage der Beschießung von Paris im Jahre 1870 der Aufsatz von Hans Delbrück (*Erinnerungen, Aufsätze und Reden*, 3. Aufl., 1905) oder mit Bezug auf die Geschichte der Entlassung Bismarcks der Aufsatz von Eduard von Wertheimer: *Bismarcks Sturz nach neuen Quellen* (*Preussische Jahrbücher* Band 184, 1921).

Sucht man sich zunächst aus den eigenen Aufzeichnungen Waldersees sein Charakterbild zu vergegenwärtigen, so wird man gewisse Züge desselben mit Sicherheit feststellen können. Der Sprössling der preußischen Adels- und Offiziersfamilie erscheint in allen Lebenslagen als ein loyaler Diener seines Königs, von streng konservativer Gesinnung und christlich-evangelischer Gläubigkeit. Daher sein Grauen vor der Sozialdemokratie, seine Verachtung der „liberalen Theoretiker“, sein Widerwille gegen das allgemeine Wahlrecht und gegen die

¹⁾ *Denkwürdigkeiten des General-Feldmarschalls Alfred Grafen von Waldersee*. Auf Veranlassung des Generalleutnants Georg Grafen von Waldersee bearbeitet und herausgegeben von Heinrich Otto Meisner. Zwei Bände, 1832–1888 und 1888–1900. X und 423 und 456 S. Deutsche Verlags-Anstalt. Stuttgart und Berlin. 1922.

„jüdische Presse“, sein Wirken für die Berliner Stadtmission, seine zeitweilige enge Verbindung mit Stöcker. Auf seiner militärischen Laufbahn durch eigenes Verdienst emporgetragen und vom Glück begünstigt, kennt er seinen Wert, wahrt seine Selbständigkeit, weiß sich für die Lösung der schwersten Aufgaben befähigt und wirft, in den höchsten Regionen der Regierenden heimisch, auch tiefe Blicke in das Spiel der deutschen und internationalen politischen Kräfte. Aber aus zahlreichen in sein Tagebuch eingeflochtenen Selbstbekenntnissen ersieht man, dass er von Hochmut frei und für schwache Seiten seines Wesens nicht blind war. „Wenn ich bedenke, liest man zum 6. April 1881, „welche ausgezeichnete Frau ich habe, und welche vortrefflichen Eltern ich gehabt habe, so muss ich schon hierin eine seltene Gnade sehen und eingestehen, dass ich viel, viel besser hätte werden und sein müssen, als ich es bin.“ „Wie wunderbar,“ verzeichnet der zum Generalquartiermeister und zu Moltkes nächstem Gehilfen Ernannte, „sind Gottes Fügungen! Ich habe eine der glänzendsten Laufbahnen hinter mir und die ganze Welt sieht auf mich. Mein Verdienst ist es nicht, dass ich soweit gekommen bin, es ist allein Gottes Güte, die eine ganze Kette von glücklichen Momenten für mich vereinigt hat. Wie viele gibt es, die mehr können, mehr geleistet haben als ich!“ „Ich fand Zeit zur Einkehr und Selbstprüfung,“ schreibt er am 24. März 1894 nach Ostern, „und damit so recht zur Erkenntnis, wieviel mir noch fehlt, wie oft ich selbst fehle und immer wieder in die alten Fehler zurückfalle. Keiner der geringsten ist wohl die Eitelkeit, da ich es zu sehr empfinde, wenn man sie verletzt.“ Eine Neujahrsbetrachtung am 31. Dezember 1892 enthält die Worte: „Das alte Jahr geht zu Ende. Ich habe allen Grund, dem lieben Gott dankbar zu sein. Er hat mich mit meiner treuen Marie vereint gelassen, mir Gesundheit, irdische Güter und ein voll befriedigendes Amt geschenkt. Leider muss ich mir bei ernster Prüfung vieles vorwerfen. Am meisten diesmal wohl ungerechte Urteile und Bitterkeiten gegen Mitmenschen. Zur Entschuldigung darf ich anführen, dass ich selbst viel Bitteres erleben musste“ usw.

Dieser Selbstvorwurf der „Bitterkeit gegen Mitmenschen“ wird häufig in der Entwerfung von Portraits großer und minder

bedeutender Zeitgenossen vollauf bestätigt, die einen Hauptreiz der vorliegenden Denkwürdigkeiten ausmachen. Es sind nur wenige, die sich eines fast uneingeschränkten Beifalls des Verfassers erfreuen. An ihrer Spitze steht der alte Kaiser Wilhelm I., dessen Schlichtheit, Pflichttreue, Herzensgüte im hellsten Lichte erscheinen. Ergreifend ist die Schilderung seiner letzten Stunden und seines Todes nach den eigenen unauslöschlichen Eindrücken des Augenzeugen. Auch Moltke steht nach der Schilderung des Verfassers, der ihm so nahe verbunden war, auf reiner Höhe. „Immer war meine Ansicht,“ schreibt er bei Gelegenheit des siebenzigjährigen Dienstjubiläums Moltkes, „dass er von allen unseren großen Männern dereinst der größte sein werde. Wie sehr unterscheidet sich Bismarck trotz seiner sonstigen Größe von ihm! . . . Die Welt ahnt es nicht, wie wenig beide Männer harmonierten. Der Feldmarschall hat sich seit dem Kriege vom Kanzler abgewandt und das beiderseitige Verhältnis ist seitdem kühl geblieben.“

Indessen im allgemeinen wiegen bei der Schilderung politischer oder militärischer Persönlichkeiten, deren Wege sich mit denen des Verfassers kreuzten, durchaus die dunklen Farben vor. Von Herzog Ernst von Koburg wird gesagt: „Völlig charakterlos, falsch, verlogen, renommistisch und intrigant, hat er viele zu täuschen verstanden, namentlich da die liberale Presse ihm stets geneigt war“. Steinmetz war nach Waldersees Ansicht „schon 1866 drei Viertel toll.“ Hinzpeter, den einflussreichen Lehrer Kaiser Wilhelms II., nennt er „einen Schleicher“. Hohenlohe ist, nach halbjähriger Kanzlerschaft, „nicht viel mehr als eine Null“. Caprivi, den er früher für „einen grundehrenwerten, charakterfesten Mann“ gehalten hat, wird nach persönlichen und sachlichen Zwistigkeiten während seiner Tätigkeit als Reichskanzler mit den Beiworten „intrigant und unwahr“ gebrandmarkt. „Zur Erreichung oder Verbergung seiner Zwecke,“ heißt es von ihm, „trägt er wohl die Maske des Biedermannes mehr, als gut ist.“ Eine nachträgliche Randbemerkung zur Erzählung einer Aussprache mit ihm, „die ausgezeichnet verlief“, besagt: „Damals hatte mich der Biedermann bereits verraten! Wie harmlos

bin ich doch gewesen!“ (II. 140.) Ihm vor allen gibt er schuld, dass er seine Stelle als Nachfolger Moltkes an der Spitze des Generalstabs verlor. Holstein, Kiderlen, Marschall erscheinen in ebenso üblem Licht wie Normann, Mischke und die „liberale Clique“ am Hof des Kronprinzen, späteren Kaisers Friedrich und seiner Gemahlin Viktoria.

Mit besonderer Missgunst wird diese, sowohl als Kronprinzessin wie als Kaiserin Friedrich bedacht. „Niemand traut ihr,“ heißt es in einer Tagebuchnotiz vom 16. April 1887, „und hat Lust, sich mit ihr einzulassen in der festen Überzeugung, dass sie trotz bester Dienste jeden mit leichtem Herzen fallen lässt, wenn sie ihn nicht mehr gebrauchen kann oder es ihr sonst nicht mehr passt.“ Er schreibt ihr den verhängnisvollsten Einfluss auf ihren Gemahl zu. „Aus einem einfachen, braven und ehrlichen Prinzen gut preußischer Gesinnung hat sie einen schwachen Mann gemacht, der sich selbst nichts zutraut, der nicht mehr offen und ehrlich ist, der nicht mehr preußisch denkt. Sogar seinen festen Glauben hat sie ihm genommen. Der Prinz hat faktisch keine eigene Meinung mehr; er hört auf jeden und gibt immer dem letzten recht. Wenn er heute eine Ansicht bestimmt ausspricht, so kann er morgen mit derselben Bestimmtheit das Gegenteil behaupten.“ (I. 240.) Während der Erkrankung des Kronprinzen lässt er sie in San Remo „nahezu wahnsinnig“ erscheinen und nach übereinstimmenden Nachrichten „sich entsetzlich egoistisch und rücksichtslos“ gegen den Kranken, dessen Zustand sie zu vertuschen sucht, benehmen. Während der neunundneunzigtägigen Regierungszeit des dem Tode verfallenen edlen Dulders lässt er sie die Übertragung der Stellvertretung auf den Sohn verhindern und den Gemahl, der nach Empfängen und Vorträgen stets völlig zusammenklappt, eine „Komödie“ spielen, „die nicht lange dauern kann“. Wie vieles an den strengen Urteilen Waldersees auch berechtigt sein mag: sie werden doch mancher Korrektiven der unbefangenen Geschichtsschreibung bedürfen. Beispielshalber sei, was die Kaiserin Friedrich betrifft, auf die schöne, auch I. 20, vom Herausgeber zitierte Würdigung hingewiesen, die sie in dem oben angeführten Sammelband Hans Delbrücks gefunden hat.

Von allen Charakterbildern, die in diesen Denkwürdigkeiten vorkommen, erwecken zwei das größte Interesse: die des Fürsten Bismarck und Kaiser Wilhelms II. Man weiß, dass Waldersee häufig als „der kommende Mann“, als Nachfolger des alternden Reichskanzlers, betrachtet, dass er von den diesem zur Verfügung stehenden Blättern als Träger „der Stänkerei und Muckerei“, als Repräsentant „militärischer Unterströmungen“, als „Kriegstreiber gegen Russland“ denunziert worden ist. Im dritten Bande von Bismarcks *Gedanken und Erinnerungen* werden diese Dinge gestreift und man erkennt hier sehr deutlich, um welche Gegensätze es sich zwischen beiden Männern handelte. Waldersees Denkwürdigkeiten beleuchten sie von der anderen Seite und dienen also zur Kritik jenes Werkes. Nun darf man aber nicht vergessen, dass schon Jahrzehnte vergangen waren, ehe es zu der Spannung zwischen ihm und Bismarck kam. Immerhin, so sehr der junge Offizier, der während des Krieges von 1870 öfter Bismarcks Tischgast war, das Genie des großen Staatsmanns bewunderte: schon damals bei dem Hader zwischen dem Generalstab und Bismarck, während der Belagerung von Paris, hatte er Gelegenheit zu bemerken, dass dieser „ein unversöhnlicher Feind“ sei und sich in seiner Wut „in die größte Heftigkeit hineinschimpfe“. Noch achtzehn Jahre später fand er (I. 355), dass den „Kanzler die Eitelkeit trieb, sich als sachverständiger Militär aufzuspielen“ und damit in Moltkes Ressort einzugreifen. Dazu kam, dass er persönlich durch die vielen Anfeindungen, die er von dem misstrauischen Kanzler und seinen Leuten zu erdulden hatte, sehr aufgebracht gegen ihn wurde. Er vertraute seinem Tagebuch Äußerungen über ihn an, die ihm selbst später als zu hart erschienen. Unzweifelhaft berechtigt war aber der Eintrag zum 18. April 1887: „Die Furcht vor dem Kanzler ist allgemein, seine Herrschaft aber nahezu unumschränkt.“ Mit anderen ist auch er der Meinung (23. Oktober 1888), dass das Hauptziel Bismarcks sei, „seinem Sohne die Nachfolge zu sichern“.

Dieser Sohn, Graf Herbert, spielt in den Aufzeichnungen Waldersees gleichfalls keine kleine Rolle. Am 16. Februar 1886 notiert er: „Er hat sich angewöhnt, über den Vater zu ver-

fügen, er sagt, mein Vater ist der Ansicht usw., ohne dass dieser noch irgend etwas von der Sache weiß, nachher lässt der Vater den Sohn natürlich nicht gern im Stich.“ Wenige Tage später, am 1. März: „Der Kanzler kann bezaubernd liebenswürdig sein und einen Charme in der Unterhaltung entwickeln, dem noch niemand widerstanden hat; er weiß sich auch sehr geschickt in Verhältnisse und Personen zu finden und ist grob nur, wo er es eben sein kann. Bei seinen gewaltigen Verdiensten und seiner ungewöhnlichen Persönlichkeit lässt man sich sehr viel von ihm gefallen, aber niemandem fällt es ein, dem Sohne eine ähnliche Stellung einzuräumen, und viele, die jetzt sehr höflich und rücksichtsvoll mit ihm umgehen, tun es allein aus Rücksicht auf den Vater oder Furcht vor diesem.“ Er nennt den Grafen Herbert „taktlos“, „niedrig“ und findet, dass er trotz „der ihm nachgerühmten großen Arbeitskraft und diplomatischen Routine“ nicht der Mann sei, den man für später gebrauchen könne. Bei einem Rückblick auf Bismarcks Sturz wirft er dem Sohne vor, dass er den Kaiser nicht durchschaute und den Vater „falsch informierte, weil es ihm an scharfem Verstand doch sehr gebreche“ (II. 55). Er war zuerst der Meinung gewesen, es mache sich vor der Welt besser, wenn Graf Herbert erst nach einiger Zeit dem Fürsten folge. Aber es war ihm doch nicht unlieb, dass nach dem Bruch das Gegenteil eintrat.

Für die Vorgeschichte und für die Geschichte dieses dramatischen Ereignisses sind die Denkwürdigkeiten Waldersees eine Quelle ersten Ranges. Dass es dazu kommen musste, war ihm seit lange klar und er trug das seinige dazu bei, den jungen Kaiser in dem entbrannten Kampf zu stärken. Später, als kommandierender General des IX. Armeekorps mit dem Sitz in Altona, Nachbar des grollenden Titanen in Friedrichsruh, trat er mit diesem wieder in persönliche Beziehungen und bemühte sich, wenigstens eine äußerliche Versöhnung des Gestürzten mit dem Herrscher zustande zu bringen. Aber es konnte ihm nicht entgehen, dass sie beide „miteinander Komödie spielten“. Diesen Eindruck hatte er von der Feier des achtzigsten Geburtstages des Fürsten in Friedrichsruh, zu welcher der Kaiser erschien und „alles mit großem Geschick

machte“. „Sie sagen sich,“ notierte er in seinem Tagebuch, „die freundlichsten Dinge, der Kaiser überbietet sich in Aufmerksamkeiten, so dass das Ganze für den Uneingeweihten oder Unbefangenen sehr ansprechend aussieht, aber alles ist nur Schein. Der Kaiser spricht mit dem Fürsten auch nicht ein Wort über Staatsangelegenheiten . . . und Bismarck hat noch immer das Gefühl, eine eigentliche Reparation nicht empfangen zu haben. So wird es auch bleiben!“ Wehmütig stimmte ihn das Wiedersehen mit dem im Rollstuhl an den Esstisch geschobenen still gewordenen Greis am 8. Mai 1898. Er schied in der Überzeugung, die ihn nicht trog, dass es das letzte gewesen sei.

Was nun die Charakteristik Wilhelms II. betrifft, so waltet ein frappanter Unterschied der Auffassung vor, wo sie sich auf den Prinzen und wo sie sich auf den Kaiser bezieht. Über den Prinzen, mit dem er wahrhaft freundschaftlich verbunden war, dessen Sorgen und Kümernisse, namentlich wegen der schlechten Verhältnisse zu den Eltern, insbesondere zu seiner Mutter, er teilte, ist er des Lobes voll. Nach der ersten genaueren Bekanntschaft im Dezember 1882 lautet sein Urteil: „Er hat ungewöhnlich viel Frische und betreibt alles, was er erfasst, mit Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit.“ Zwei Jahre darnach, als er ihn nach Petersburg begleitete: „Es ist wirklich herzerhebend, zu sehen, wie viel Gutes im Prinzen steckt, wie er bei großer Harmlosigkeit und Munterkeit doch seinen Jahren voraus ist und wie ernst er seine Stellung auffasst. Er fühlt, dass er nicht zu seinem Vergnügen, sondern für das Wohl des Vaterlandes hierher geschickt wurde. Er ist voller Verständnis für große Fragen, fasst schnell auf und hat auch großes Geschick, seine Gedanken zu verbergen.“ Es berührt ihn allerdings unangenehm, dass der Prinz so viel auf Jagden abwesend ist und sich unvorsichtige Äußerungen über seine Mutter zuschulden kommen lässt. Aber seine Meinung bleibt: „Er hat durchaus das Zeug dazu, dereinst Bedeutendes zu leisten, ist klug, arbeitsam, lebendig und zäh im Verfolgen eines Gedankens.“ Das gemeinsame Interesse für die Berliner Stadtmission ließ ihn den Prinzen noch höher schätzen. Auch seinen militärischen Gaben zollte

er seine Anerkennung und fand, dass er bei Truppenübungen „entschiedenes Talent zum Führer“ zeigte. Nach dem Tode Kaiser Wilhelms I. und Kaiser Friedrichs begrüßte er den Regierungsantritt des jungen Herrschers mit großen Hoffnungen. „Das Gefühl ist weit und breit, dass wir eine schwere Krankheit überwunden haben und nun einer glücklichen Zeit entgegengehen. Die Unsicherheit, das Misstrauen, die Unzufriedenheit drückte furchtbar auf alle Gemüter. Die Herren vom Fortschritt und der jüdische Anhang sind allerdings schwer geschlagen.“

Sehr bald aber mischen sich andere Töne ein. Schon im Oktober 1888 hört Waldersee die Herren, die mit dem jungen Kaiser zu arbeiten haben, darüber klagen, dass sie nur schwer ihre Vorträge bei ihm anbringen können, weil seine Lebensweise zu unruhig und unregelmäßig ist. Waldersee will Besorgnisse, die in dieser Hinsicht laut werden, noch nicht teilen. „Der Kaiser,“ so entschuldigt er ihn, „ist ja ungewöhnlich lebhaft, interessiert sich für zahllose Fragen und will auch seinem Vergnügen nicht ganz entsagen. Er hat aber andererseits einen sehr guten Fond, so dass er schon den richtigen Weg finden wird.“ Indessen machte ihm selbst sehr bald die Beobachtung Sorge, dass der Kaiser in seinen Ansichten von einem Tag zum andern schwanke, dass er in seiner äußeren und inneren Politik keinen festen Plan habe und eine immer deutlicher hervortretende „Sucht, sich populär zu machen“, zeige. Nicht lange dauerte es, so klagte er in den Tagebuchblättern, die für kein anderes Auge bestimmt waren, über seine „Eitelkeit“, seine „Prachtliebe“, seine „Unberechenbarkeit“, seine „Spielereien mit der Armee und namentlich der Marine, Reisen oder Jagden, die ihm kaum mehr Zeit zur Arbeit lassen“. Er verkennt nicht, was „seine stärkste Seite“ ausmacht: „ein ungewöhnliches Geschick mit Menschen umzugehen“. „Mit bezaubernder Liebenswürdigkeit weiß er jedermann für sich zu gewinnen und durch geschickte und angenehme, oft sehr amüsante Konversation zu imponieren.“ Auch will er ihm einen „bis zu einer gewissen Grenze, die meist in der Eitelkeit liegt, scharfen Verstand“, „ungewöhnlich schnelle Auffassung“, eine gewisse Gutmütigkeit bei aller äußerlicher Härte und Rücksichtslosigkeit“ nicht ab-

sprechen. Aber er kann sich zu den „einstigen freudigen Hoffnungen“ nicht wieder aufschwingen und findet schon im Herbst 1890: „Der Kaiser ist doch nicht der rechte Mann, das Vaterland aus vielen drohenden Gefahren zu führen. Er ist entschieden zu früh auf den Thron gekommen!“

Mit den Jahren wird sein Urteil immer härter. Dass er selbst einen Zusammenstoß mit dem Kaiser hatte, der bei Manövern „immer zu siegen wünschte“ und eine gegen ihn ausfallende Entscheidung Waldersees, als Schiedsrichter, sehr übel aufnahm, spielt dabei keine Rolle. Er ist tief betrübt über die bramarbasierende Redeweise des Monarchen, dessen Kraftworte wie „Suprema lex regia voluntas“, „Mein Kurs ist der richtige und er wird weiter gesteuert“, „Herrlichen Tagen führe ich euch entgegen“, wenn sie nicht belacht wurden, die grimmigste Kritik herausforderten. „Wie war doch,“ schreibt er einmal nieder, „demgegenüber der alte Wilhelm groß in seiner Bescheidenheit“. Er sieht immer deutlicher, dass der für Schmeicheleien sehr Empfängliche, „der alles besser wissen will als andere“ und „allein regieren zu können glaubt“, in Wirklichkeit nichts gründlich versteht und über kein Ziel völlig klar ist. Wie anderen so drängt sich auch ihm, trotz unleugbaren Vorhandenseins mancher Unterschiede, unwillkürlich der Vergleich mit Friedrich Wilhelm IV. auf. „Leider“, berichtet er im Juni 1896, nach Mitteilungen eines dem Kaiser sehr nahe Stehenden, „wird seine Stimmung allmählich recht verbittert, er hält die meisten Menschen für schlecht; er klagt über Untreue und Mangel an Dankbarkeit und will nicht sehen, dass es sich in Wahrheit umgekehrt verhält. Von seiner Unfehlbarkeit und Überlegenheit ist er überzeugt, wenn etwas nicht gut geht, so haben immer andere die Schuld. Leider wird er keineswegs gewissenhafter und arbeitsamer, im Gegenteil, die Arbeitslust und Gründlichkeit schwindet immer mehr.“ Im April 1900 fasst er sein eigenes Urteil in die Worte zusammen, dass der Herrscher, der gewähnt habe, in der Politik „ein Meister“ zu sein, sowohl auf dem äußeren wie auf dem inneren Gebiet „ein Dilettant“ geblieben sei.

Man kann es dem Patrioten nachfühlen, dass er unter diesen Umständen mit schwerem Herzen in die Zukunft blickte. Frühe

schon hatte sich Waldersee mit der Überzeugung durchdrungen, dass dem deutschen Reich, das gar zu viel Feinde habe, ein großer Krieg, namentlich für den Fall eines Zusammengehens Frankreichs und Russlands, bevorstehe. So sehr er Bismarcks Kunst bewunderte, diese zwei Mächte auseinanderzuhalten und immer die richtigen Allianzen zu schließen, hielt er es doch zeitweise für richtig, „nicht zu warten, bis es den Gegnern passte,“ sondern einem von ihnen, „solange die Chancen noch besser seien,“ den „unvermeidlich scheinenden“ Krieg aufzuzwingen. Zu Ende der achtziger Jahre hatte er dabei Russland im Auge, dessen fortschreitende Rüstungen ihn erschreckten. Seine entschiedene Ansicht war, dass bei dem Ernst der Lage nichts übrig bleibe, als durch Anstreben einer „Wiederherstellung Polens“ die Polen auf Deutschlands Seite zu bringen. Doch erwog er auch die Möglichkeit eines Krieges nach beiden Fronten im Bunde mit Österreich und Italien. Er hatte darüber am 10. Juli 1888 ein langes Gespräch mit Bismarck. Höchst bemerkenswert ist folgende Notiz, die er nach demselben aufzeichnete: „Bei Frankreich fragte er mich, ob es für uns zweckmäßig sei, unter Bruch der Neutralität durch Belgien zu marschieren. Ich setzte ihm auseinander, dass ich abraten müsste, es dagegen für sehr erwünscht hielte, wenn Frankreich durch Belgien operieren wollte!“

Später entsetzte ihn die dilettantische auswärtige Politik Kaiser Wilhelms II., der „mit allen Staaten anzubündeln versuchte“, „wenn er mit England gut zu stehen meinte, unglaubliche Sachen über Russland sagte und umgekehrt.“ Er konnte sich keineswegs für eine schnelle große Vermehrung an Schlachtschiffen begeistern, da er es für „vermessen“ hielt, „sich mit England in einen Wettkampf auf dem Gebiete der maritimen Rüstungen einzulassen“. Sein Vertrauen auf die Stärke und auf die Vorteile des Dreibundes nahm immer mehr ab. Italien erschien ihm als ein sehr unzuverlässiger Bundesgenosse. In Österreich sah er „langsam, aber sicher fortschreitenden Zerfall“. „So fortzuvegetieren,“ lautet ein Tagebucheintrag schon am 2. Januar 1891, „uns in den Gedanken einzuschläfern, der Dreibund sei die Garantie des europäischen Friedens, ist traurig und gefährlich.“ Mitunter klingen seine

Aufzeichnungen wie Prophezeiungen. „Aller Voraussicht nach werden wir einmal vor furchtbaren Enttäuschungen stehen, denn merkwürdigerweise übt der Begriff des Dreibundes einen wunderbaren Zauber auf die Gemüter. Alles ist in dem Wahn, wir seien in einer durchaus günstigen Lage“ (26. Juli 1891). „Frankreich oder Russland können vielleicht ein Stück Land einbüßen, wenn sie geschlagen werden, auch wohl noch Geldopfer haben, vernichtet werden sie nicht. Wir aber werden völlig zertrümmert und finanziell auf hundert Jahre ruiniert“ (23. Mai 1891). „Auf beiden Fronten stehen wir einem numerisch weit überlegenen Feinde gegenüber, ein unglücklicher Krieg bedeutet unsern völligen Niederbruch. Die andern Staaten können es aushalten, geschlagen zu werden — wir nicht. Das deutsche Reich fällt auseinander, Preußen wird kleingeschlagen und noch unter den Besitzstand von 1815 zurückgedrängt, die republikanischen Neigungen erhalten die Oberhand und das Haus Hohenzollern kann ins Exil gehen“ (26. April 1892). Wenigstens hat die Voraussage darin geirrt, dass das deutsche Reich nicht auseinandergefallen und Preussen nicht unter den Besitzstand von 1815 zurückgedrängt ist.

Fragt man, was, abgesehen von schon Erwähntem, an einzelnen Ereignissen und Erinnerungsbildern in Waldersees Denkwürdigkeiten beleuchtet wird, so ist es schwer, eine Auswahl aus der gebotenen Fülle zu treffen. Die Kriege von 1866 und 1870/71, die Zustände in Paris nach dem Frieden, die Waldersee als deutscher Geschäftsträger wie früher als Militärattaché beobachten konnte, seine Erfahrungen als Chef des Generalstabs des zehnten Armeekorps in Hannover, die Debatten des Reichstags und die Ministerwechsel, die Veröffentlichung des Tagebuchs Kaiser Friedrichs und die sich daranschließende Aktion Bismarcks, die Angelegenheit der Verlobung der Prinzessin Viktoria mit dem Fürsten Alexander von Bulgarien zur Ergänzung der kürzlich aus der Feder des Grafen Egon Corti erschienenen Arbeit *Alexander von Battenberg. Sein Kampf mit dem Zaren und mit Bismarck* (Wien, L. W. Seidel & Sohn, 1920), diese Gegenstände, über die man reiche Belehrung in Waldersees *Denkwürdigkeiten* findet, mögen nur als einzelne Beispiele genannt sein. Für Schweizer Leser bietet

ein besonderes Interesse, was er über den berüchtigten Wohlgemuth-Handel aus dem Frühling 1889 berichtet. Zum 12. Mai 1889 schreibt er in sein Tagebuch: „Wir haben mit der Schweiz wegen Arretierung und Ausweisung eines deutschen Polizeienten verhandelt, finden dort aber kein Entgegenkommen. Der Kanzler (Bismarck) scheint die Sache zu einem größeren Coup benutzen zu wollen. Er hofft, das Zarenreich für ein Vorgehen gegen die Schweiz zu gewinnen, da jetzt gerade Züricher Anarchisten bei der Bombenfabrikation für Russland ertappt sind. Der Kanzler geht so weit, an Krieg gegen die Schweiz und an eine Teilung derselben zu denken. Das wird wieder mit einer Enttäuschung enden. Ich bin überzeugt, wir könnten die Schweizer mit Gegenmaßregeln mürbe machen, namentlich jetzt, wo die Reisezeit naht. Die uns feindselige Stimmung des Alpenlandes ist übrigens bezeichnend; für den Fall eines Krieges gegen Frankreich muss ernsthaft überlegt werden, ob die Schweiz ihre Neutralität aufrecht erhalten wird.“

Daran schließt sich die Notiz: „3. Juni. Ich wünschte, wir ließen den Fall Wohlgemuth ruhen; wir können ihn ja zu gelegener Zeit wieder aufnehmen. Dem Kanzler habe ich eine Denkschrift über die Bedeutung der Schweizer Neutralität zugeschickt; ich hoffe, sie wird dazu beitragen, ihn von übereilten Schritten abzuhalten.“ Er selbst begab sich bald darnach auf eine Schweizer Reise und hielt sich mit seiner Frau in Engelberg, hauptsächlich zur Einweihung eines von beiden veranlassten evangelischen Kapellenbaus, auf. Hier war man über sein Erscheinen sehr erfreut. Man sagte sich: „Wenn der Chef des Generalstabs sich hier als Tourist herumtreibt, kann es wohl nicht sehr kriegerisch aussehen.“ Es war ihm schon bekannt, dass Bismarck sich von Russland einen Korb geholt, während er durch Kündigung des Niederlassungsvertrags bereits die Aktion gegen die Schweiz begonnen hatte. Auch hatte er die wachsende Aufregung in Süddeutschland wegen Bismarcks Drohung mit einem Zollkrieg, der viele süddeutsche Interessen berührt hätte, aus eigener Anschauung beobachten können und auf Wunsch des Großherzogs von Baden den Kaiser „auf die ganz törichte Idee eines Krieges mit der Schweiz“ aufmerksam gemacht. Sein Schlussurteil lautet: „Die ganze

Sache diene nicht dazu, Bismarcks Ruhm zu erhöhen; dieses völlig fehlgeschlagene Unternehmen begann beim Kaiser das Vertrauen zur überlegenen Staatskunst seines Kanzlers zu erschüttern.“

So bietet fast jede Seite dieses Werkes dem Leser etwas Interessantes. Aus dem Vorwort ersieht man, dass den zwei bisher veröffentlichten Bänden, die den Zeitraum von 1832 bis 1904 umfassen, noch ein dritter folgen soll, der die Chinaexpedition zur Unterdrückung des Boxeraufstandes und die letzten Lebensjahre des Generalfeldmarschalls behandeln soll. Wir erwarten sein Erscheinen mit Spannung.

ZÜRICH

ALFRED STERN



ZUM DRITTEN JAHRGANG DER REVUE DE LITTÉRATURE COMPARÉE ¹⁾

Aller Geschichtsschreibung wohnt das Bedürfnis inne, über den Gegenstand ihrer Betrachtung möglichst abschließende und allgemein verbindliche Werke zu verfassen. Da nun aber die Zahl der Objekte endlos ist und der Geschmack der Behandlung sich stets wandelt, so geht dem Historiker der Stoff nie aus. Die Probe ist leicht zu machen. Man versuche einmal, sich darüber zu einigen, welche deutschen Dichter die abschließende Biographie besitzen. Man wird sich nur in sehr wenig Fällen einigen, und selbst da, wo man ein Genügen feststellt, dieses doch streng auf die Gegenwart beschränken. Danach würde man glauben, in der Geschichtsschreibung herrsche immer Frühling. Die Eingeweihten teilen aber diesen Glauben nicht. Wenn in irgendeinem Zweige der Historie eine Krisis ausbricht, so ist sie allerdings nur selten auf den Mangel an Material zurückzuführen. Die Krisen in der Historie bedeuten gewöhnlich eine Umwandlung in der Methode oder wenigstens eine Unsicherheit im Gebrauch derselben.

Mit dem Ausdruck der Krise glauben wir die heutige Situation auf dem Gebiet der deutschen Literaturgeschichte am besten zu bezeichnen. Bis vor wenig Jahren erfreute sich die Quellen- und Stiluntersuchung eines fast unbedingten Ansehens. Jetzt hat beides an Kredit verloren, ohne dass man genau sagen könnte, wie die vakanten Stellen neu besetzt werden sollen. Es ist bezeichnend, dass die meist beachteten Werke der letzten Zeit sich ihre Beachtung durch Mittel erwarben, die außerhalb des eigentlich Literaturhistorischen liegen. Sie zeichnen sich aus durch ein besonders inniges Verhältnis zum unmittelbaren Leben oder durch das Herbeirufen anderer Disziplinen.

Vielbemerkt wurde die Anwendung von Begriffen der Kunstgeschichte in der Literaturgeschichte.²⁾ Längst wurde auf diese Weise von den Literar-

¹⁾ Paris, Champion

²⁾ S. Eduard Korrodi: „Heinrich Woelfflin und die deutsche Literaturgeschichte“, in dieser Zeitschrift oben, S. 38 ff.